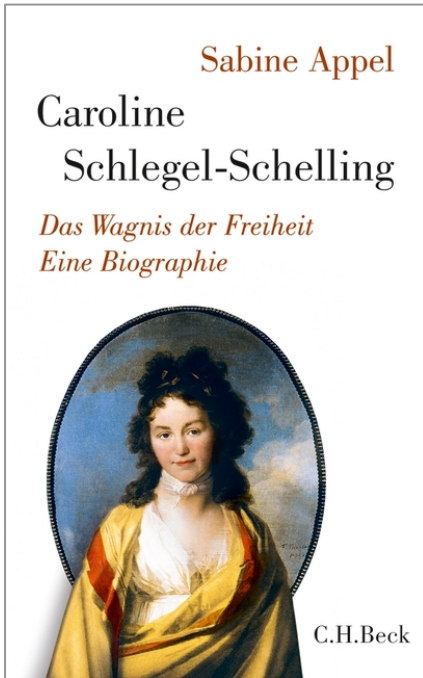


Unverkäufliche Leseprobe



Sabine Appel
Caroline Schlegel-Schelling
Das Wagnis der Freiheit
Eine Biographie

287 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-64626-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/11498575>

Professorentochter in Göttingen

1763–1784

Dorothea Caroline Albertine Michaelis wurde am 2. September 1763 in Göttingen im Kurfürstentum Hannover geboren. Sie wuchs gegenüber der Universitätsbibliothek auf, nachdem ihr Vater, der renommierte Professor Johann David Michaelis, der an der noch jungen Georgia Augusta orientalische Sprachen und Theologie lehrte, 1764 das Haus an der Mühlenpforte gekauft hatte. Erworben zum stolzen Preis von 4300 Talern und großzügig umgebaut für weitere 3000 Taler, war der einstmals vornehme Gasthof (die «Londonschenke») als Heim der Familie, in dem der Hausherr auch Vorlesungen abhielt und dessen Seitenflügel an Studenten vermietet wurde, das prächtigste Haus in der Stadt. Das war Professor Michaelis seinem Ruf schuldig. Johann David Michaelis stand im Zenit seines Ruhms. Besucher von nah und fern säumten sein Haus, darunter Lessing und Alexander von Humboldt, 1766 sogar Benjamin Franklin.

Die kleine Caroline bekam das allenfalls in der Peripherie mit. Ihre Mutter, Louise Philippine Antoinette Schröder, war die zweite Frau des Professors, zweiundzwanzig Jahre jünger als er. Das Porträt zeigt eine üppige, attraktive Blondine. Doch diese Mutter war freudlos, nervenschwach und latent depressiv, wenig mit mütterlicher Wärme gesegnet, dafür aber von rigider Strenge und übertriebener Ordnungsliebe. Ihre Verfassung hatte vielleicht auch nicht wenig mit den neun Schwangerschaften zu tun, die sie in relativ kurzer Folge durchlebte. Von einer Liebesheirat mit dem Professor konnte schwerlich die Rede sein. Sie war die Tochter des Göttinger Oberpostcommissarius, und sie brachte Vermögen mit in die Ehe, nachdem Michaelis' erste Frau Friederike, von der er bereits einen Sohn hatte, nach zehnjähriger Ehe gestorben war. Die nervenschwache, allen Aufregungen abholde Mutter und der leicht aufbrausende Vater, deren Verbindung doch immerhin

äußerst fruchtbar war, zwischen denen aber auch eine ganze Generation stand und ein beträchtlicher Temperamentsunterschied, arrangierten ihr Zusammenleben einschließlich Kindern, Hauswirtschaft und Lehrbetrieb so, dass die Lebensbereiche völlig getrennt waren, was aufgrund der großzügigen Verhältnisse in dem weiträumigen Haus ohne weiteres möglich war. Das Schlaf- und Arbeitszimmer des Vaters befand sich im ersten Stock, während Mutter und Kinder – außer Caroline überlebten aus dieser Ehe lediglich drei weitere Kinder – im Erdgeschoss wohnten. Die Mahlzeiten, bis auf das Abendessen, nahmen alle getrennt ein, in ihren Zimmern. Carolines Bezugspersonen waren, wie es scheint, ihre Geschwister, vor allem der innig geliebte und bewunderte, neun Jahre ältere Halbbruder Fritz. Da sie von den Kindern aus der zweiten Ehe ihres Vaters die Älteste war, lief ihre Rolle hier naturgemäß eher auf Führung und Vorleben, auf Verantwortung hinaus. Sie musste früh mit sich selbst klarkommen und akzeptierte das auch. Eine sorglose und ausgedehnte Kindheit war das wohl kaum, eher ein frühes, allzu frühes Erwachsenwerden. Auffällig ist eine erstaunliche Abgeklärtheit bei der noch kindlichen Caroline, und andererseits ihre lebenslang erhaltene natürliche Art. Beides nimmt etwas Wunder angesichts der Überspanntheiten ihrer Epoche. Es machte sie aber auch für andere ungemein attraktiv. Sie lebte aus einer inneren Mitte heraus, und das blieb auch ihr Kraftquell, was da auch kommen mochte. Manches, was sie später erlebte, hätte weniger starke Naturen zerstört. Eine weitere Abgrenzungsmöglichkeit, die auch Selbstschutz war, typisch für weibliches Leben in einer gesellschaftlichen Defensivposition, die traditionell bis dato die vorgesehene und meistens die einzige war, typisch aber auch für die Enge der Kleinstadt in einer allzu dicht gedrängten Sozialgemeinschaft, und sei es auch eine durch die Universität dominierte, war der Spott. Caroline hat sich hier sehr früh geübt. Sie musste einstecken, und sie teilte auch aus, und das tat weh bei ihr; sie war niemals zimperlich mit ihrem Gegenstand. Sie erwies sich als die geborene Rezensentin, als sie zum Schluss ihre Rolle fand.

Was bedeutete es, eine Professorentochter zu sein? Caroline Michaelis teilte das Schicksal in Göttingen mit Philippine Gatterer, Therese Heyne, Meta Wedekind und Dorothea Schlözer, der ersten zum Dr.

phil. promovierten Frau Deutschlands. Die Werdegänge der fünf Mädchen sind unterschiedlich, aber haben doch einen gemeinsamen Nenner: die Selbstverständlichkeit eines hochgebildeten Umfelds, das nicht nur Bildungsimpulse verlieh, sondern auch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen abgab, um gegebenenfalls die eigene Produktivität anzuregen. Das Problem dabei war nur: Ein Gelehrten- und Künstlerdasein war für Frauen nicht vorgesehen; derartige Anwendungen endeten spätestens mit der Ehe. Wie diese fünf Göttinger Mädchen ihren spezifischen Weg dennoch weiterverfolgten, in einer überaus spannenden Zeit, die vieles zur Disposition stellte, werden wir sehen. Caroline war ausnehmend sprachbegabt. Sie lernte Englisch, Französisch und Italienisch nahezu mühelos, sie las Shakespeare, Milton, Pope, Hume und Young im Original, mit Sicherheit auch die empfindsamen Romane aus England, und sie fertigte zum Zeitvertreib Übersetzungen an, zum Beispiel aus dem Italienischen die Komödien Goldonis. Und natürlich ging sie auch ins Theater, dessen Programm gemischt war wie alle zeitgenössischen Bühnen, die das Haus vollkriegen und zusehen mussten, einem breiten Publikumsgeschmack zu genügen. Carolines Lektüren und auch die modernen Fremdsprachen hatten mit der Wissenschaft ihres Vaters allerdings nichts zu tun. Auch pflegen Professoren bei den Familienmahlzeiten selten über ihre Forschungsgebiete zu sprechen, und außerhalb dieser Abendmahlzeiten hatte Caroline mit ihrem Vater vermutlich wenig Kontakt. Sie hatte diverse Privatlehrer und weilte drei Jahre auf einem Gothaer Pensionat; Näheres wissen wir nicht. Unmittelbar inspirierender in ihrem Elternhaus waren wahrscheinlich die vielen illustren Besucher und die Berühmtheit des Vaters, sofern sie den Gegenstand wiedergab, also die weltbewegenden Dinge abspiegelte, mit denen er sich beschäftigte. Er war ein Kenner der alten Sprachen, beherrschte Hebräisch, Arabisch, Syrisch und Aramäisch. 1761 hatte er König Friedrich V. von Dänemark zu einer Expedition in den Jemen inspiriert. Von dieser Reise kehrte 1767 als einziger Überlebender der Kartograph Carsten Niebuhr zurück, der Michaelis die Antworten auf seinen Fragenkatalog vorlegte, womit dieser im Sinne von Montesquieus «Geist der Gesetze» arabische Brauchtümer



*Johann David Michaelis,
um 1780*

auf die mosaischen Gesetze bezog. Michaelis hat eine Lebensbeschreibung verfasst, in der er ein wenig akademische und gesellschaftliche Rechenschaft ablegte sowie seinen Nachruhm absicherte. Er galt als eitel, als geltungsbewusst. So ging er gerne gestiefelt und gespornt in die Vorlesung, «den Degen an der Seite, die Bibel unterm Arm». Seine Vorlesungen aber waren höchst unterhaltsam, in freier, fließender Rede gehalten und gelegentlich mit deftigen Zoten gewürzt. Georg Christoph Lichtenberg, auch ein Göttinger Unikat, mokierte sich über Michaelis' Lust an der Selbstdarstellung und über sein professorales Gehabe. Und dann sein Geiz, über den man in der Stadt klatschte! In seinem der großen Welt geöffneten Haus gebe es dürftig zu essen, so hieß es. Er befließige sich einer «Ängstlichkeit im Erwerben», zum Beispiel bei Buchhändlern, zähle gerne die Louisdor und gebe keinem Straßenbettler auch nur einen Heller. Das tat er wirklich nicht, weil er

glaubte, dass diesem damit nicht geholfen sei. Als in Göttingen später eine systematische Armenfürsorge eingerichtet wurde, gab Michaelis von allen Bürgern das meiste. Er war ein Aufklärer, so wie zahlreiche andere Göttinger Zelebritäten. 1717 in Halle geboren, und zwar als Sohn des Theologen und Orientalisten Christian Benedikt Michaelis, der unter anderen auch sein Lehrer war, besuchte Johann David in Halle zunächst medizinische, mathematische und historische Vorlesungen, um sich dann der Theologie und den orientalischen Sprachen zu widmen. Dem gingen aber diverse Glaubenskrisen, moralische Skrupel und Zweifel voraus, gewiss im Zusammenhang mit dem Leibniz-Wolffschen Rationalismus, den ihm der Vater zuführte und den er in den Hallenser Jahren studierte. Der Kandidat blieb bei der Mathesis universalis und betrieb von da aus auch seine Theologie. In seinem Lebensrückblick betont Michaelis, er sei ausschließlich Professor für Philosophie gewesen und habe nie eine theologische Professur innegehabt (wie übrigens auch keine für orientalische Sprachen, obwohl er auch diese namentlich lehrte), einen entsprechenden auswärtigen Ruf habe er bewusst abgelehnt. Michaelis wusste, warum. Es folgte eine Reise nach England, *«ganz ohne Endzweck, wie Deutsche häufig zu reisen pflegen»*. In Oxford und Cambridge war er nur noch unter Engländern, erlebte die Gastfreundschaft in England, besonders gegenüber Gelehrten und hier insbesondere gegenüber deutschen Gelehrten, und er imaginiert: Was wäre es für ein Triumphzug geworden, hätte er später, zu Zeiten seines länderübergreifenden Ruhms, diese Reise noch einmal gemacht! Die Zeit in Oxford, so Michaelis, sei die schönste in seinem Leben gewesen. Auch habe er Englisch wie eine zweite Muttersprache sprechen gelernt. 1750 wurde er ordentlicher Professor in Göttingen, ein Jahr später *«auf Hallers Verlangen Secretair der damals neugestifteten Societät der Wissenschaften»*, zehn Jahre später erhielt er den Hofratstitel. Wieder einige Jahre danach wurde er Mitglied der Pariser und der Londoner Akademie, und 1775 erhielt er gar von König Gustav III. von Schweden als erster Ausländer den Nordsternorden, der ihn berechtigte, sich *«Ritter»* zu nennen. Gustavs Vorgänger hatte seine lateinische Dogmatik verbieten lassen, das 1760 erschienene *«Compendium theologiae dogmaticae»*, und der König versuchte ihn

auf diese Art zu entschädigen. Der Göttinger Professor konnte nicht klagen. Und wer sagte, dass Wissenschaft keinen Ruhm brachte?

Die Gründung der Göttinger Universität erst vor wenigen Jahren fiel mit der bemerkenswerten Tatsache zusammen, dass gerade ein Hannoveraner auf Englands Thron saß: Georg August, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg (Kurhannover) und als Georg II. König von Großbritannien und Irland. Sein Vorgänger, der als Georg I. englischer König geworden war, war dies nur aus dem einen Grunde geworden: Er war Protestant, während der direkte Stuart-Erbe römisch-katholisch war und unter keinen Umständen bereit, zu konvertieren. In einem Act of Settlement wurde James Francis Edward Stuart, Halbbruder der verstorbenen Königin Anne, als Thronfolger ausgeschaltet und der hannoveranische Anwärter von Gottes Gnaden zum König erklärt. Die englische Geschichtsschreibung geht nicht sehr zartfühlend mit ihren Hannoveraner-Königen um und verabsäumt auch nie, darauf hinzuweisen, dass es keineswegs so war, dass man sie wollte, sondern dass man vielmehr den anderen nicht wollte. Notgedrungen führte das Ganze dann nämlich wieder zu einer erneuten Verstrickung in die Geschicke des europäischen Kontinents. Außerdem waren den Briten die Braunschweig-Lüneburgischen auf ihrem Thron einfach zu deutsch und zu unbeweglich. Über den ersten heißt es: *«Er war klein, überge- wichtig, schlecht gelaunt, und es fehlte ihm an Manieren und persönlichem Charme.»* Lady Mary Wortley Montagu bezeichnete ihn als *«ehrbaren Dummkopf»* und Lord Chesterfield als *«rechtschaffenen, schwerfälligen deutschen Gentleman, so unfähig wie unwillig, die Rolle des Königs zu spielen»*. Dass er sich meistens in seinem heimischen Kurfürstentum aufhielt und nie richtig Englisch lernte, kam bei den Briten ebenfalls nicht gut an. Auch in der nächsten Generation sammelte sich die Auflistung deutscher Klischee-Eigenschaften: Sturheit, ein etwas ungehobeltes Auftreten, hyperkorrekte Detailbesessenheit, mangelnde Flexibilität. Georg II. respektive Georg August von Hannover, der in Göttingen die «Georgia Augusta» gründete, machte sich in England gänzlich zur Karikatur, wenn er, ein Liebhaber von Militäruniformen, jeden Abend punkt sieben Uhr seine Mätresse aufsuchte und die letzte Viertelstunde bis zum Glockenschlag vor ihren

Räumen auf- und abpatrouillierte. Das Familienleben dieser bis heute im Übrigen nicht unterbrochenen anglo-deutschen Linie im englischen Königshaus sprengte an Zerwürfnissen und Skandalen ebenfalls alle nur denkbaren Grenzen. Georg I. und Georg II. überwarfen sich mit ihren ältesten Söhnen und Thronfolgern. Georg I. sperrte seine Ehefrau bis zum Lebensende in ein Schloss, nachdem er sie in flagranti mit einem Liebhaber erwischt hatte, der dann auf nie geklärte Weise ums Leben kam. Caroline, die in England äußerst populäre Gemahlin Georgs II., arbeitete dagegen mit Chefminister Sir Robert Walpole zusammen – etwas zu eng, wie man munkelte, wenn es auch sicher dem Land diene. Georg III. wurde als erster der Hannoveraner in England geboren und auch erzogen, und er war, anders als seine Vorgänger, äußerst beliebt bei seinem Volk. Leider verlor er aber auf halber Wegstrecke seinen Verstand und hielt einmal einen Eichbaum für einen ausländischen Gesandten, mit dem er über Politik plauderte, nachdem er sich höflich vor ihm verbeugt hatte. *«Das kam aber nicht alle Tage vor»*, so der historische Kommentator – dem dritten Hannoveraner nun doch einigermaßen wohlwollend gesonnen. Georg I. hat Georg Friedrich Händel nach London geholt und damit Musikgeschichte geschrieben. Händels *«Rinaldo»* oder sein *«Amadigi»* im Londoner Haymarket sind musikalische Sternstunden, für die man gerne einmal zurück in die Zeit reisen würde. Bis heute halten viele Engländer *«Handel»*, der in der Westminster Abbey bestattet ist, für einen englischen Komponisten.

1737 wurde also die Georgia Augusta, nach Helmstedt die zweite Universität des Kurfürstentums, festlich eingeweiht und damit offiziell gegründet. Göttingen war von Anfang an als Universität der Aufklärung, als Reformuniversität konzipiert. Die theologische Fakultät hatte keine dominierende Funktion an der Georgia Augusta, sie besaß kein Aufsichtsrecht über die anderen Fakultäten, und die Forschungsergebnisse unterlagen nicht der Zensur durch die Kirche. Damit wird schließlich auch klar, warum Johann David Michaelis in seinen schmissigen Theologie-Vorlesungen ohne jegliche Probleme von oben *«soviel unanständiges Zeug»* in seine Auslegung der Bibelstellen einbringen konnte, dass man befürchtete, seine Zuhörer verlören darüber alle Hochachtung vor der Heiligen Schrift – Theologieprofessur hin oder

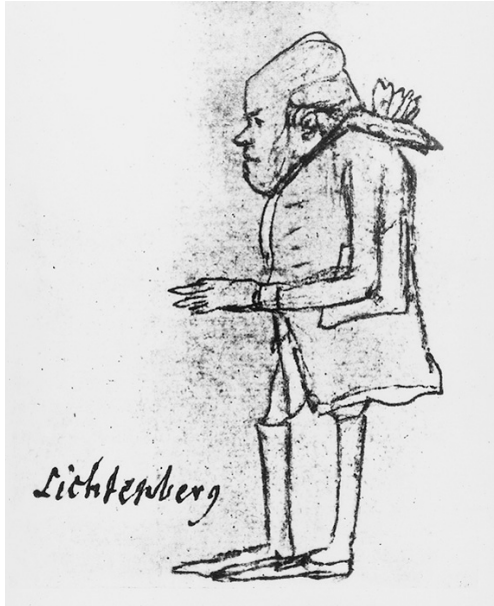
her. Von Halle kommend, Deutschlands erster Aufklärungsuniversität, an deren Gründung der Jurist Christian Thomasius, erster Prorektor, und der Philosoph Christian Wolff von Gelehrtenseite maßgeblich beteiligt waren, konnte er sich mit dem Geist der neuen Universität gut identifizieren. Thomasius war ein Wegbereiter der Frühaufklärung. Unter anderem forderte er die Abschaffung der Hexenprozesse, während in Deutschland noch mit wissenschaftlichem Instrumentarium die Hexenlehre betrieben wurde, zum Beispiel in Leipzig, an Thomasius' ursprünglicher Universität. Er wurde dann auch von Vertretern der lutherischen Orthodoxie aus Leipzig vertrieben und las darauf an der Halleschen Reiterakademie. So kam es zur Gründung der Alma Mater Hallensis. Nach dem Beispiel Halles wurde nun auch in Göttingen der Jurisprudenz eine herausragende Rolle eingeräumt. Deutschlands damals renommiertester Staatsrechtler Johann Stephan Pütter erhielt ein Jahr nach Michaelis seinen Ruf an die Georgia Augusta. Der Schweizer Mediziner, Botaniker, eigentlich aber Universalgelehrte und sogar Literat Albrecht von Haller, Gründer der Sozietät der Wissenschaften und der noch heute erscheinenden Göttingischen Gelehrten Anzeigen, auch er eine internationale Berühmtheit, war vom Gründungsjahr an mit dabei, ging aber Anfang der Fünfziger Jahre zurück in die Schweiz. Hervorzuheben wäre auch der Mathematiker Abraham Gotthelf Kästner, nach dem ein Mondkrater benannt wurde und der in Göttingen ab 1763 die Sternwarte leitete. Wegbereiter historischer Forschung wie der Historiker Johann Christoph Gatterer und der Altertumswissenschaftler Christian Gottlob Heyne trugen ebenfalls zum hervorragenden Ruf bei, den die junge Universität sehr bald genoss. Johann Wolfgang Goethe, der zum Wintersemester 1765 von seinem Vater zum Jurastudium nach Leipzig geschickt wurde, drückt in «Dichtung und Wahrheit» in Erinnerung an diese Zeit sein Bedauern darüber aus, dass es nicht Göttingen sein konnte, obwohl er da doch viel lieber studiert hätte. «*Auf Männer wie Heyne, Michaelis und manchem andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein sehnlichster Wunsch war, zu ihren Füßen zu sitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich.*» Erster Kurator der Göttinger Universität war der vom Kurfürsten und englischen König eingesetzte

Minister und Geheime Rat Gerlach Adolph von Münchhausen – übrigens ein Cousin des «Lügenbarons». Münchhausen hatte ein sehr klares Bild von seiner Universität vor Augen, die unter seinen Händen gedieh: hohe wissenschaftliche Reputation der Professoren, eine zeitgemäße, sogar progressive geistige Ausrichtung, Freiheit in Forschung und Lehre und eine zahlungskräftige, gerne auch blaublütige Studierendenklientel. Der Kurator wollte, dass nicht nur Ruhm, sondern auch Geld in die Stadt hereinströmte, und er wollte die Universität, in deutlichem Unterschied zu den rüden Sitten und Umgangsformen, der Burschenherrlichkeit, Sauf- und Raufkultur in den älteren Universitätsstädten, zu einem Ort höfischer Eleganz ausbauen. Bezeichnenderweise war das Reithaus früher fertiggestellt als die Bibliothek. Es gab eine Fechthalle und Lehrveranstaltungen im Tranchieren des Wildbrets, repräsentative Logierhäuser, und im Städtchen mussten auch ausreichend Friseure für die aristokratischen Studiosi vorhanden sein. Das war schon eine andere Szenerie als in Jena, Halle, Tübingen oder Heidelberg, und es war sicherlich eine andere Realität als die der armen Schlucker, oft Theologen, die andernorts in Schlafsälen zu zwanzig Mann auf Stroh lagerten – den Vorläufern der Studentenwohnheime. 1786 würden sich sogar drei englische Prinzen, der Herzog von Cumberland, der Herzog von Sussex und der Herzog von Cambridge, alle drei Söhne Georgs III., in Göttingen immatrikulieren. Für ein allgemeines Publikum war Göttingen ein teures Studienvergnügen – das ganz gewiss. Das Konzept erwies sich jedenfalls als eine Kombination, die sich auszahlte im wörtlichen Sinn, jedenfalls für das Kurfürstentum. Alles in allem war dieses junge Eldorado ein weiteres Beispiel dafür, wie es die Pariser Intellektuelle Germaine de Staël 1803/04 bei ihrer ersten Deutschlandreise völlig verblüfft an einem anderen, viel berühmteren Genius loci festmachen würde: dass von kaum je außerhalb des Reiches buchstabierten Orten in der deutschen Provinz, zwischen Gänsen und Hühnern auf kaum befestigten Straßen geistige Leuchtpunkte ausgingen, die auf Europa ausstrahlen konnten.

Im Sommer 1766 machte der amerikanische Staatsmann Benjamin Franklin, damals Interessenvertreter der Kolonien in London, Professor Michaelis im Haus an der Mühlenpforte seine Aufwartung. Micha-

elis hat ein interessantes Gespräch dieses Besuchs in seinen Lebenserinnerungen dokumentiert: *«Als er bey mir speisete, redeten wir viel von America, den Wilden, dem schnellen Aufblühen der englischen Kolonien, ihrer Volksmenge, deren Verdoppelung in 25 Jahren u. s. f., und ich sagte: daß, als ich 1741 in London den Zustand dieser Colonien aus englischen Büchern und Nachrichten genauer hätte kennen lernen, wäre ich auf den Gedanken gekommen, den ich auch damals gegen andere geäußert hätte: sie würden einmahl von England abfallen; man habe mich zwar ausgelacht, ich dächte aber demohngeachtet noch so. Er antwortete mir mit seinem ernsthaften, viel sagenden und klugen Gesichte: darin irrte ich mich, die Americaner hätten eine sehr grosse Liebe zum Mutterlande. Ich sagte: das glaubte ich; allein das mächtige Interesse würde bald starck wirken, jene Liebe überwiegen, oder gar auslöschen. Er konnte nicht leugnen, daß dieß wohl möglich wäre, allein der Abfall sey dennoch unmöglich; denn alles, was die Americaner Wichtiges hätten, Boston, Neuyork, Philadelphia, läge den englischen Flotten ausgesetzt, Boston könne man gleich durch ein Bombardement zerstören. Dieß war mir unbeantwortlich, ich dachte damahls nicht, daß ich mit dem Manne redete, der, aber umgestimmt und in England beleidigt, wenige Jahre nachher einen so grossen Antheil an der Erfüllung meiner widersprechenden Muthmaßung haben würde. Indeß da die Unruhen wirklich ausbrachen, wartete ich immer darauf, daß man den Anfang mit dem Bombardement von Boston machen würde; allein die Sachen nahmen eine ganz andere Wendung.»* Dieser vielseitige Selfmade-Man Benjamin Franklin, Sohn eines Seifen- und Kerzenmachers, der aus England in die Neue Welt eingewandert war, wurde in der Tat einer der Gründungsväter der Vereinigten Staaten und Mitunterzeichner der Declaration of Independence, die die Ideen der europäischen Aufklärung politisch verwirklichte. Es hat einen Stein ins Rollen gebracht, auch im alten Europa. Bekanntlich hat Benjamin Franklin unter anderem auch den Blitzableiter erfunden. Damit war gewissermaßen die letzte bedrohliche Naturerscheinung entzaubert.

Auch in Göttingen blitzte es viel – nicht nur Geistesblitze. Der Physiker Lichtenberg schien wie besessen vom Blitz, und er hat auch gele-



Georg Christoph
Lichtenberg,
Karikatur von
G. H. W. Blumenbach
(Zuschreibung unsicher)

gentlich mit Michaelis über das Phänomen reflektiert, dem es aufgefallen war, dass in der Bibel oder bei den jüdischen Historikern nie erwähnt wurde, dass Blitze in den salomonischen Tempel von Jerusalem einschlugen, obwohl dieser mit einem metallverkleideten Turm von 120 Ellen Höhe und auf dem höchsten Punkt eines Hügels gelegen doch für Blitzeinschläge geradezu prädestiniert sein musste. Die Römer berichteten dagegen häufig von Blitzen, die auf dem Kapitol einschlugen. Dann aber fand Michaelis gerade bei Flavius Josephus die Information, dass auf Salomons Tempel zum Schutze vor nistenden Vögeln Spitzen angebracht waren. Diese wirkten, schlussfolgerte Michaelis, als elektrische Konduktoren. Er fragte Lichtenberg, und dieser bestätigte seine Vermutung, sofern die Spitzen Verbindung mit der Erde besaßen. Das war interdisziplinäre Göttinger Wissenschaft! Jedenfalls installierte Lichtenberg an seinem Gartenhaus diverse Konstrukte, die die Göttinger in Angst und Schrecken versetzten. Man müsse einen geerdeten Käfig mit einer Spitze um alle Häuser bauen, meinte er. «*Das Eisen könnte allerlei Verzierungen enthalten*

z. E. einen Jupiter, dem ein Professor der Physik den Blitz auspisset.» Er zum Beispiel, Professor Lichtenberg, als Modell. In den Dörfern um Göttingen wurde er einmal Zeuge eines gewaltigen Unwetters. «*Allein unsystematischere Blitze habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Wenn der selige Münchhausen noch gelebt hätte, so wären sie gewiß anders ausgefallen, es war gar nichts dran zu lernen ... Nach der Idee, die ich mir von einem Universitäts-Donnerwetter mache, sollte der Blitz deutlich angeben ERSTENS ZWEITENS DRITTENS: Es scheint aber, der Himmel bekümmert sich wenig um unsere Compendia.*» Also, die akademische Selbstironie hatte die Georgia Augusta mit diesem Zeitgenossen bestimmt. Es war eine kleinstädtische Atmosphäre, die in Göttingen herrschte, unter den Professorenfamilien wie unter den übrigen Bürgern. Klatsch und Tratsch waren allgegenwärtig, und jeder wusste gewissermaßen alles von jedem. Einige bekümmerten sich allerdings nicht darum, und zu denen gehörte auch Lichtenberg, von den Studenten «*der starke August*» genannt, weil er, wiewohl klein, buckelig, schlaksig, mit dünnen Vogelbeinen und einem enormen Schädel, vorgeschobener Kinnlade und aufgeworfenen Lippen, eine verblüffende Reihe von Mädchen aus der unteren Volksklasse schwängerte. Eins dieser Mädchen, Maria Dorothea Stechard, entdeckte er als etwa zwölfjährige Blumenverkäuferin. Mit noch nicht ganz 15 nahm er sie in sein Haus, wo sie ihm offiziell den Haushalt führte und seine Geliebte wurde, aber auch, aufgeweckt, wie sie war, Freude an seinen physikalischen Experimenten entwickelte. «Mamsell Stechardin» starb mit knapp siebzehn Jahren, von Lichtenberg unsäglich betrauert. Nach der Blumenverkäuferin, der Köchin, dem Malermodell, dem Bettelmädchen etc. folgte die Tochter eines Anstreichers, die der Schwere-nöter nach einer Reihe gemeinsamer unehelicher Kinder am Ende auch heiratete: Margarete Kellner, indes auch zu dieser Zeit kaum sein einziges Erotikon. Von der kurfürstlichen Regierung ob all der Fama zurechtgewiesen (schließlich war er Professor an der Georgia Augusta), antwortete Lichtenberg, er sei viel zu hässlich, als dass sich ein Mädchen in ihn verlieben könne, geschweige denn, ihm die Treue erweisen. Damit war die Sache vom Tisch. Der Dichter, Theologe und Jurist Gottfried August Bürger, der mit seiner 1774 veröffentlichten Ballade

«Lenore» einen sagenhaften literarischen Erfolg feierte und der Nachwelt die ebenso sagenhaften Abenteuer des Barons von Münchhausen hinterließ, galt auch nicht gerade als Beispiel bürgerlicher Moral. In seinen Göttinger Studienjahren verprasste er das Geld seines Großvaters und lebte auch sonst als Bruder Leichtfuß, und in den Jahren danach, als Gerichtsherr des Amts Altengleichen, bevor er 1785 als außerordentlicher Professor an die Georgia Augusta zurückkehrte, lebte er mit zwei Frauen zusammen. Mit der einen, Dorette, war er verheiratet, die andere war Dorettes Schwester Augusta, und mit beiden bekam er mehrere Kinder. Er feierte Gustchen und ihren «*Wonne-schoß*» unter dem Pseudonym «Molly» in seiner Lyrik, und nicht nur Göttingen, sondern ganz Deutschland wusste, wessen Schoß da gemeint war. Am Ende starb Dorette an der Schwindsucht, und Gustchen, die Bürger dann heiratete, als er zurück nach Göttingen ging, überlebte die Geburt einer Tochter nicht. Wahrscheinlich hat diese «*ménage-à-trois*», die in aller Munde war, auch Goethes «Stella» befruchtet, die 1775 entstand und die im Übrigen auch Caroline Michaelis gelesen hat – den Gegenstand «*sonderbar*» findend. Bürgers letzte Ehe, in ihren intimen Details in Göttingen über die schwatzhafte Dienerschaft unter die Leute gebracht, war dann noch einmal ganz besonders pikant.

[...]